GENDER OPEN REPOSITORIUM

Queerfeministische Politiken affektiv strukturierter Paradoxien

Nay, Yv E.

2015

https://doi.org/10.25595/533

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nay, Yv E.: *Queerfeministische Politiken affektiv strukturierter Paradoxien*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 24 (2015) Nr: 1, 52-64. DOI: https://doi.org/10.25595/533.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v24i1.19251

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Queerfeministische Politiken affektiv strukturierter Paradoxien

YV E. NAY

Die Familie ist das Herzstück heteronormativer Herrschaftsverhältnisse. Sie ist eine institutionalisierte Stabilisierung von Heteronormativität, die Geschlechterverhältnisse hierarchisch strukturiert, während sie gleichzeitig sexuelle Hierarchien, rassisierte Ausschlüsse, körpernormierende und/oder klassenspezifische Unterscheidungen aufrecht erhält. Heterosexualität und Reproduktion fungieren nämlich als Norm, die Gesellschaft konstituiert. Diese „reproduktive Heteronormativität" (Spivak 2007, 193) fordern Organisationen von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Trans*[1] (LGBT*) heraus, indem sie Adoptionsrechte und die Öffnung der Ehe für LGBT* einklagen. Die Forderung nach dem Recht auf Familie für gleichgeschlechtlich Liebende und sich trans*geschlechtlich identifizierende Personen macht die Vorherrschaft von Heterosexualität sichtbar und lässt die gängigen Vorstellungen von Familie und Ehe einmal mehr verhandelbar werden. Sie zeigt auf, wie die traditionelle heterosexuelle Ehe und bürgerliche (Klein-)Familie subtil und trotz sich wandelnder Familienformen noch immer unhinterfragt als allgemeingültige Norm wirkt und wie der damit einhergehende soziale Status ebenso wie die daran geknüpften materiellen Vorteile unangetastet bleiben. Solche Forderungen und damit verbundene Politiken stellen die heteronormative Familie und Ehe infrage, bestätigen diese allerdings gleichzeitig, indem die Aufrechterhaltung der Ehe als privilegierte intime Beziehungsform nicht angefochten wird. Dementsprechend wird die politische Agenda von LGBT*-Organisationen zunehmend für ihre Einschränkung auf Bestrebungen nach Einschluss in neoliberale, nationalistische, rassistische, kapitalistische Rechtsordnungen kritisiert, die Geschlechterbinarität und sexuelle Hierarchisierung zu reifizieren (vgl. bspw. Duggan 2003; Eng/Halberstam/Muñoz 2005; Erel/Haritaworn/Gutiérrez Rodríguez/Klesse 2007; Gross/Winker 2007; Hark/Genschel 2003; Puar 2007).

All dies wird in queerfeministischer Theoriebildung und Politik kontrovers diskutiert. Die Debatte markiert eine Grenze zwischen scheinbar eindeutig radikalen und assimilierenden Politiken von LGBT* sowie deren Unterstützer_innen. Auf einer theoretischen Ebene findet sie Ausdruck im Begriff der Heteronormativität. Der Begriff benennt ein gesellschaftliches Machtverhältnis, das Heterosexualität und hierarchisierte Zweigeschlechtlichkeit in ihrer Verschränkung mit multiplen rassisierten, klassenspezifischen, körpernormierenden und altersbezogenen Hierarchisierungen zugleich als Bedingung menschlicher Existenz voraussetzt und naturalisiert. Queerfeministische Theorien kritisieren heteronormative Machtregime und Politiken, indem sie eine normalisierungskritische Perspektive einnehmen und ihre Kritik als Bestrebung nach Entnormalisierung verstehen (vgl. Butler 1994; Hark

1993; Warner 1999). Anders formuliert: Eine normalisierungskritische Perspektive wird zum bevorzugten Mittel, heteronormative gesellschaftliche Machtverhältnisse und Politiken zu hinterfragen.
Ich knüpfe an diese theoretischen Debatten zu Heteronormativität an und zwar vor allem an jene, die sich auch selbst wiederum kritisch mit diesem Konzept auseinandersetzen. Dabei gehe ich allerdings von der These aus, dass Heteronormativitätskritik als Entgegensetzung von Normalisierung und Entnormalisierung für ein Denken queerfeministischer Politiken zu eng ist, um die Gleichzeitigkeit und Ambivalenz normalisierender und entnormalisierender Prozesse fassen zu können. Stattdessen richte ich meinen Blick weg von dieser Dichotomie hin zu Paradoxien heteronormativer Kritik im Sinne einer dynamischen Konstellation, die identitäre Schließungen und binäre Gegensätze auflöst und Spannungen in Form von Uneindeutigkeiten und Mehrdeutigkeiten in den Blick nimmt. Hierfür schließe ich an bereits vorliegende Arbeiten an (Engel 2009, 2010) und verknüpfe diese mit einer affekttheoretisch, queerfeministisch orientierten Perspektive (Berlant 2011a, 2011b). Diese affektbezogenen Erweiterungen von queertheoretischen Debatten führen mich zu einer doppelten Reformulierung: zunächst zu einem Konzept von Heteronormativität als phantasmatischer Sehnsucht nach formaler Einfachheit und schließlich damit verknüpft zu einer Auffassung queerfeministischer Politiken als affektiv strukturierter Paradoxie. Um diese Reformulierung zu plausibilisieren, greife ich auf das Phänomen ‚Regenbogenfamilien'[2] im Globalen Norden und die sich darum rankenden Debatten zurück.

Eine affekttheoretische Perspektive auf (Heteronormativitäts-)Kritik

Ist Heteronormativität seit Anbeginn ein zentrales Konzept der Queer Theory, so finden sich seit einiger Zeit auch kritische Auseinandersetzungen damit. Diesen Arbeiten geht es dabei vor allem darum, geschlechtliche und sexuelle Machtverhältnisse in ihrer Verschränkung mit transnationalen, kapitalismuskritischen, rassisierenden und befähigungskritischen Machtregimen zu thematisieren. Eine im Zuge dessen viel diskutierte queertheoretische Perspektive fokussiert auf Affekte und macht diese zum Ausgangspunkt ihrer Analyse von Machtregimen. Mich interessiert im Folgenden das politische Potenzial der epistemologischen Kritik, die diese Ansätze formulieren. Ausgehend von meiner Kritik an einer vereinfachenden Entgegensetzung von Normalisierung und Entnormalisierung frage ich danach, wie eine affekttheoretische Betrachtungsweise von Machtregimen diese Entgegensetzung (hetero-)normativitätskritischer und -reifizierender Kritik überwinden kann.

Affekttheoretische Ansätze epistemologischer Kritik

Affekttheoretische Ansätze diskutieren im Rückgriff auf Arbeiten von Eve Kosofsky Sedgwick die Bedeutung von Kritik anhand der Frage, inwiefern Kritik einem Skep-

tizismus den Vorrang gäbe, der Negation priorisiere. Sedgwick unterscheidet zwischen „reparativen“ und „paranoiden Lesarten“ (Sedgwick 2014 [1997]). Meint paranoides Lesen eine Form von Erkenntnisprozess, der auf bekannte Machtmechanismen rekurriert, beschreibt Sedgwick reparatives Lesen als eine erkenntnistheoretische Haltung, die Neugierde, Freude und Genuss beinhaltet. Während eine paranoide Lesart durch einen Verdacht, der vorauseilend vertraute Machtmechanismen vorwegnimmt, geleitet sei, halte eine reparative Kritik Momente überraschender Erkenntnisse offen. Die Favorisierung von Skeptizimus, der in seinem Gestus scheinbar grundlegende Wahrheiten enthülle, kreiere die Position eines_einer Kritiker_in, die eine dem Forschungsgegenstand gegenüber überlegene Haltung einnähme, selbst wenn selbstreflektierend dessen_deren Einbindung in herrschaftsmächtige Diskursformationen angenommen werde. Reparatives Lesen verfolge demgegenüber eine Erkenntnispraxis, die die Aufmerksamkeit auf den Forschungsgegenstand lege, von dem angenommen wird, dass er einen (affektiven) Scharfsinn für sich entwickle. Affekttheoretische Ansätze und unter ihnen insbesondere die Arbeiten Heather Loves (2007) und Elizabeth Freemans (2010) diskutieren vor diesem Hintergrund, wie eine alternative Form der Kritik von Machtregimen ohne Rekurs auf die Logik des ‚Aufdeckens‘ von reifizierenden Normalisierungsprozessen und subversiven Gegenstrategien möglich ist bzw. werden kann. Für die mich interessierende Frage nach dem politischen Potenzial queerfeministischer Kritik aus einer affekttheoretischen Perspektive sind diese Arbeiten aufschlussreich, da sie Affekte in ihrer Verbindung mit Zeitlichkeit hinsichtlich queerer Politiken mit einer epistemologiekritischen reparativen Lesart verbinden.

In ihrem Versuch einer reparativen Lesart geht es Heather Love in der Erörterung queerer literarischer Werke der Moderne darum, „the descriptive rather than the critical“ (Love 2007, 23) zu betonen. Die Wiederbeschreibung negativer Affekte in literarischen Werken hält laut Love Erkenntnisse über die Verbindung einer queeren Vergangenheit bereit, die Szenen einer ‚verfehlten‘ Sozialität aufweist. Damit bringt sie Gefühle wie Scham, Melancholie oder Depression mit Scheitern und mit einer gegenwärtig vorherrschenden Rhetorik des Erfolgs in politischen LGBT*-Projekten in Verbindung, die sie nicht zuletzt in der Schaffung von Partner_innschaftsgesetzen und in der Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare sieht. Mit der Betonung des Erfolgs und damit einhergehend des Fortschritts queerer Politiken, die ‚Pride‘ als Leitwort tragen, würden jedoch Gefühle wie Scham, Angst oder Selbsthass als überwundene Vergangenheit stilisiert. Gegen dieses Fortschrittsnarrativ plädiert Love für ein „feeling backward“ in einer doppelten Hinsicht: Es meint zum einen, sich in der Gegenwart rückständig zu fühlen, und zum anderen die Vergangenheit zu erfühlen. Mit diesem epistemologischen Konzept der einfühlenden Beschreibung anstelle einer (paranoid-)kritischen Analyse intendiert sie, die Scham und das Leiden historischer Figuren und damit in Verbindung zu bringende Ausschlüsse und Gewalt gegenüber LGBT* als Bestandteil gegenwärtiger Machtverhältnisse zu fassen. Diese temporale Verbindung verweist ihr zufolge über die epistemologische Ebene eines

„feeling backward“ auf die politischen Implikationen ihrer reparativen Lesart, wenn sie schreibt: „We need to develop a vision of political agency that incorporates the damage that we hope to repair.“ (ebd., 151)
Während Love die zentrale Rolle von „feeling bad“ (ebd., 160) in gegenwärtigen queeren Politiken betont, verunmöglicht laut Elizabeth Freeman gerade der Fokus auf negative Gefühle die Vorstellung, dass historische Figuren nicht alleine Leiden und Scham bereithalten können, wenn es um ein Verständnis gegenwärtiger Machtregime geht. Vielmehr böten sie eine „different form of nourishment“ (Freeman 2010, 19) für zeitgenössische Erkenntnisprozesse, die Freeman als Genuss und Vergnügen bezeichnet. Mit dem Begriff der „erotohistoriography“ (ebd., 95) fasst sie ihre Erkenntnis, dass Affekte aus der Vergangenheit sich auf lustvolle Art und Weise in die Gegenwart einschreiben. Damit zielt sie auf eine alternative Epistemologie der Geschichtsschreibung, die mittels einer affektzentrierten Perspektive die Vorstellung linearer Zeitlichkeit unterbricht und Anachronismus und Asynchronität betont. In einer derartigen erotisierten, affektiven und asynchronen Geschichtsschreibung erkennt sie ein reparatives Potenzial, um vorherrschende normative Regime von Zeitlichkeit zu überdenken. Mit dem Begriff der „chrononormativity“ (ebd., 3) beabsichtigt sie auf einer epistemologischen Ebene, zeitliche Vorstellungen von Leben als einer heteronormativen Abfolge von Kindheit hin zu einem Erwachsenwerden zu entgehen, das mit heteronormativer familialer Reproduktion imaginiert wird. Erst durch eine solche Lesart werde es möglich, „ways of living aslant to dominant forms of object-choice, coupledom, family, marriage, sociability, and self-presentation and thus out of synch with state-sponsored narratives of belonging and becoming“ (ebd., xv) angemessen zu fassen. Freemans reparative Lesart verfolgt eine Analyse, die Zeitlichkeit rekursiv fasst, gleichzeitig zukunftsorientierte „embarrassing utopias“ (ebd., xiii) beinhaltet, den Blick aber auch seitwärts auf „forms of being and belonging that seem (...) completely banal“ (ebd.) richtet.
Wie sind nun diese affekttheoretischen Vorschläge einer alternativen epistemologischen Kritik hinsichtlich ihres Potenzials einzuschätzen, der vereinfachten Entgegensetzung von Normalisierung versus Entnormalisierung zu entgehen?

Paradoxien affekttheoretischer Epistemologiekritik

Mit der Formulierung einer epistemologischen Alternative von Kritik weisen die dargestellten affekttheoretischen Arbeiten auf eine Paradoxie von Heteronormativitätskritik hin, nämlich auf ihre einseitig paranoiden bzw. Normalisierungsprozesse aufdeckenden Zugangsweisen zum Forschungsgegenstand. Queertheoretische Arbeiten zeichnen sich gerade durch eine (hetero-)normativitätskritische Haltung aus und setzen damit, wie Robyn Wiegman (2012) schlüssig aufgezeigt hat, „antinormativity“ (ebd., 305) paradoxerweise als erkenntnistheoretische Norm. Anders formuliert: Die Bevorzugung von Entnormalisierung wird selbst zum normativen Imperativ.

Diesem Normen reifizierenden Imperativ von Heteronormativitätskritik beabsichtigt nun eine affekttheoretisch angeleitete Epistemologiekritik, in ihrer Reformulierung von Kritik als reparativ zu entgehen. Dies wird möglich, wenn im Anschluss an Loves und Freemans reparative Lesarten affekttheoretische Formen von Kritik entwickelt werden, die Machtregime nicht unter der Perspektive einer Dichotomie von Normalisierung und Entnormalisierung fassen und daher keine paranoide bzw. kritisch berichtigende, aufdeckende Haltung ihrem Forschungsgegenstand entgegenbringen. Kritik solle vielmehr wertschätzend und unterstützend sein, indem sie weitestgehend der Selbstbeschreibung des Forschungsgegenübers – seien es Interviewpartner_innen, Archivmaterialien oder theoretische Konzepte – den Vorrang gäbe, statt einer kritischen Betrachtung desselben, was mit der Auffassung einhergeht, dass diese selbst affektiv reichhaltige Antworten auf gegenwärtige Machtregime bereitstellen würden. Die Wiederbeschreibung des Forschungsgegenstands gegenüber seiner ideologiekritischer Befragung zu favorisieren, bedeutet, Kritik als Affekt statt als scheinbar rationalen Verdacht zu konzipieren.

Wie sich in der Darstellung von Loves und Freemans alternativer Kritik-Konzeption in Absetzung von einer paranoiden Lesart zeigt, impliziert diese Neuakzentuierung die Vorstellung einer angemesseneren Alternative von Kritik. Problematisch daran ist, so meine ich, nicht alleine, dass mit dem Anspruch einer neuen, geeigneteren Kritik ein Fortschrittsnarrativ wiederholt wird, das gerade der dezidierten Absicht der skizzierten Ansätze entgegensteht, lineare Temporalität zu verqueren. Gewichtiger im Hinblick auf meine Frage nach Möglichkeiten von Heteronormativitätskritik jenseits der dichotomen Verengung von reifizierenden Normalisierungsprozessen versus entnormalisierenden Gegenentwürfen ist, dass diese affekttheoretische Epistemologiekritik gerade durch den privilegierten reparativen Fokus die Entgegensetzung, die sie eigentlich zu umgehen beabsichtigt, wiederholt. In ihrem Versuch, der Paradoxie von Heteronormativitätskritik zu entgehen, wird die affekttheoretische Reformulierung von Kritik selbst zur Paradoxie.

Meine Folgerung aus diesen Überlegungen ist nun allerdings nicht, dass die aufgezeigten Paradoxien aufgehoben werden sollen. Vielmehr schließe ich daraus, dass Paradoxien konstitutiver Teil epistemologischer Kritik sind, und zwar sowohl paranoider Heteronormativitätskritik als auch einer reparativen Reformulierung von Kritik. Folglich fasse ich Paradoxien als Ausgangspunkt für eine Reformulierung des Konzepts von Heteronormativität und schließlich von queerfeministischen Politiken.

Paradoxien queerfeministischer Politiken

Aktuelle heteronormativitätskritische Ansätze nehmen, wie eingangs erwähnt, nicht nur die Verwobenheit von Sexualität und Geschlecht in den Blick, sondern erörtern darüber hinaus deren interdependente Verstrickungen mit rassistischen, (neo-)kolonialen, klassistischen oder befähigungszentrierten Momenten. Ein Beispiel hierfür

sind die Analysen Lisa Duggans (2003), die mit dem Konzept der Homonormativität herausarbeitet, wie schwullesbische Politiken Teil von vorherrschenden Machtverhältnissen werden, indem sie den Kampf gegen diskriminierende Gewalt und für Umverteilung aufgeben, um individualisierte Freiheit für Schwule und Lesben zu erlangen. Eine ähnliche Form der (Hetero-)Normativitätskritik findet sich bei Jasbir Puar (2007), die die Verwobenheit rassistischer Gewalt, von Militarismus und Krieg mit schwullesbischen Politiken als Homonationalismus analysiert. Sowohl bei Duggan als auch bei Puar wird deutlich, dass sich angesichts solcher Verstrickungen schwullesbischer Politiken mit anderen macht- und gewaltvollen Verhältnissen keine eindeutige Trennlinie zwischen normalisierenden und entnormalisierenden Prozessen ziehen lassen. Vielmehr erweisen sich die komplexen Verstrickungen als Gleichzeitigkeit oder, wie ich am Beispiel von ‚Regenbogenfamilien'-Politiken zeige, als Paradoxie. Im Folgenden frage ich zunächst, wie Heteronormativität, verstanden als ein mit unterschiedlichen Ungleichheitsmomenten verwobenes analytisches Konzept, als Paradoxie gedacht werden kann. Dabei greife ich unter anderem auf Überlegungen Antke Engels zurück, die ich vor dem Hintergrund meiner vorherigen Ausführungen affekttheoretisch wende. Wie, so frage ich anschließend in Anlehnung an Lauren Berlant, lässt sich Heteronormativität als Paradoxie affektiv strukturiert denken und wie ist dies mit ‚Regenbogenfamilien'-Politiken verknüpft?

Die Paradoxie als Politik und Fantasie

Antke Engel (2009) untersucht, wie mehrdeutige Bilder von Geschlechter- und Begehrensverhältnissen heteronormative Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität herausfordern und dabei gleichzeitig neoliberalen Anforderungen entsprechen und diese stützen. Derartige Verstrickungen nimmt Engel als Spannungsverhältnis in den Blick und fragt, inwiefern dieses im Sinne einer Paradoxie sowohl zur Normalisierung bzw. Entpolitisierung von Spannungen führen als auch gerade deren Politisierung befördern kann. Damit erörtert Engel, ähnlich den zuvor dargestellten affekttheoretischen, queerfeministischen Arbeiten, wie eine Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse jenseits einer Auffassung von Normalisierung oder Entnormalisierung möglich ist. Sie nimmt eine queerfeministische Theoretisierung von Begehren zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, die – wie ich ausführen werde – eine affekttheoretische Erweiterung benötigt. Den Begriff der Heteronormativität und schließlich auch den des Politischen reformuliert sie über ein an Judith Butler angelehntes Verständnis von Begehren jenseits heteronormativer Komplementarität hinaus als Paradoxie. Butlers Theoretisierung von Begehren, die die „Andersheit d_ Anderen (*the Other of the Other*)" (Engel 2009, 121) zum Ausgangspunkt nehme, führe von einer rein psychischen zu einer sozio-politischen Ebene (Engel 2010, 234f.). In Butlers Unterscheidung „zwischen dem sozialen Anderen, dem Bild vom Anderen, den unbewussten Fantasien bezüglich des Anderen und den diversen Andersheiten, die jede Subjektivität durch eine Geschichte komplexer Identifizie-

rungen in soziale Begegnungen einbringt" (Engel 2009, 188f.) sieht Engel ein paradoxes „Spannungsgefüge" (ebd., 189), das keine klar abgrenzbare Subjekt-Objekt-Relation des Begehrens ermögliche. Vielmehr werde das Andere in der ‚Andersheit' zum Fantasieobjekt. Indem Butlers Lesart der psychoanalytischen Triangulierung von Begehren eine heteronormative Auffassung von Begehren als dyadisch unterlaufe, ermögliche sie, Begehren jenseits heteronormativer Komplementarität zu begreifen (Engel 2010, 239). Daraus schließt Engel, dass Begehren als Paradoxie verstanden werden muss.

Für mein Unterfangen ist zentral, dass diese Konzeption von Begehren einen herkömmlichen Begriff von Heteronormativität insofern überschreitet, als das Begehren durch die Triangulierung das Andere des Anderen in Form der Fantasie fasst und dadurch die multiplen Identifizierungen mit und die damit verknüpften Ein- bzw. Ausschlussmechanismen in vorherrschende Machtverhältnisse in ihrer Paradoxie denkbar werden. Denn nicht die Identifizierung mit dem Anderen, sondern vielmehr die Fantasie, die der Andere auslöst, lässt normalisierende und entnormalisierende Prozesse angemessen und damit in ihrer Paradoxie greifbar werden. Diese Lesart von Begehren lässt die Art und Weise verstehen, wie ‚Regenbogenfamilien' derzeit in den politischen Debatten um die Rechte auf Adoption und der Öffnung der Ehe partiell anerkannt werden. Die Anerkennung erfolgt in Form einer Paradoxie, indem ‚Regenbogenfamilien' als ‚normale', ‚glückliche' (Klein-)Familien erst lesbar und gleichzeitig – gerade mit der ‚Ver-Anderung' von Familie im Begriff ‚*Regenbogen*'familien – als das Andere der vorherrschenden Norm der heterosexuellen bürgerlichen (Klein-)Familie markiert werden. Die Tatsache, dass lediglich die Rechte zur Stiefkindadoption statt der umfassenderen Forderungen nach Adoption und der Öffnung der Ehe geregelt werden sollen, verweist darauf, dass es nicht in erster Linie um die Anerkennung des Anderen als ein konkreter, sozialer Anderer geht. Vielmehr stellen ‚Regenbogenfamilien' das phantasmatische Begehren nach dem Anderen des Anderen dar. Sie verkörpern damit eine Fantasie des Anderen, auf die sich ein hegemoniales Begehren bezieht. Es ist, so meine These, die Fantasie der Figur der heteronormativen Familie und des damit verbundenen Versprechens nach Glück (Ahmed 2010), die das Begehren als Paradoxie anleitet. Die Figur der Familie wird zu einer phantasmatischen Imagination, die zu paradoxen Prozessen der Normalisierung und Entnormalisierung führt. Denn ‚Regenbogenfamilien' als phantasmatisches Ideal von Familie zu verstehen, verweist sowohl auf deren ideenreiche, über herkömmliche Familienformen hinausreichende Gestaltung von Intimität als auch auf die damit einhergehende Einbindung in neoliberale Idealisierungen der Selbstgestaltung des Lebens. Mit der Eigengestaltung intimer Vertrauensbezüge trägt die Figur der ‚Regenbogenfamilie' nämlich auch zu einer derzeit unter neoliberalen Bedingungen stattfindenden Privatisierung sozialer Verantwortung bei.

Für ein queerfeministisches Kritikverständnis, das danach fragt, wie die Verquickung von normalisierenden und entnormalisierenden Implikationen von LGBT*-Politiken und – damit einhergehend – wie ein Begriff von Heteronormativität zu konzipieren

ist, der gerade diese Verschränkung zu fassen vermag, ist das ausgeführte Verständnis von Begehren produktiv. Es erweitert das Konzept Heteronormativität um den Aspekt der Gleichzeitigkeit von Normalisierung und Entnormalisierung in Form der Paradoxie und entgeht damit einer dichotomen Konzeption von Heteronormativitätskritik. Schließe ich mit diesen Überlegungen einerseits an Engels Erörterungen an, so geht mir nun aber darum, diese affekttheoretisch zu wenden bzw. zu erweitern. Denn was mit Engel nicht fassbar wird, ist eine affektive Ebene, auf welche die in der partiellen Anerkennung von ‚Regenbogenfamilien' inhärente Fantasie verweist. Was bei Engels Theoretisierung queerfeministischer Paradoxie des Begehrens offen bleibt, ist die Frage, *welche* Fantasien *wie* zum Tragen kommen.

Die Sehnsucht nach Heteronormativität als affektiv strukturierte Paradoxie

Meine bisherigen Überlegungen führen mich dazu, den Begriff Heteronormativität affekttheoretisch erstens mit einem „Gefühl der gewöhnlichen Zugehörigkeit" zu einer „formalen Einfachheit" (Berlant 2011b, 89, Übers. YN) zu fassen, das unter einer affektiv strukturierten Atmosphäre des Neoliberalismus als *angestrebte* Heteronormativität zu verstehen ist. Damit wiederum will ich zweitens ein Verständnis von Heteronormativität als affektiv strukturierte Paradoxie vorschlagen.
In vorherrschenden Machtverhältnissen rechtlich nur ansatzweise verstehbar zu sein und dadurch nur bedingt rechtlich-staatlich privilegierende Anerkennung zu erhalten, ist gerade für dissidente Lebensweisen sowohl eine verletzende, benachteiligende und existentielle Erfahrung als auch eine alltägliche und gewöhnliche. Nicht zuletzt unter diesen Bedingungen beschäftigt LGBT* mit Kindern über die rechtliche Anerkennung ihrer (Verwandtschafts-)Beziehungen hinaus die alltägliche Reproduktion des Lebens. Mit Lauren Berlant (2011a) lässt sich die Sehnsucht nach Heteronormativität – im hier interessierenden Fall das Festhalten an einer normativ aufgeladenen phantasmatischen Figur der ‚glücklichen' (Klein-)Familie – als ein Versuch lesen, das ‚desorganisierte Leben' in derzeitigen neoliberalen Gesellschaftsverhältnissen zu entschärfen, zu vereinfachen und lebbar(er) zu gestalten (vgl. Nay 2014). Denn neoliberale Bedingungen im Rahmen der Reproduktion des ‚Lebens' machen laut Berlant ein konstantes Verhandeln der normativen Grundlagen von ‚Normalität' notwendig, zumal das Gewöhnliche und scheinbar ‚Normale' zum ungewöhnlichen Zustand wird, was nicht zuletzt die Befragung politischer Prozesse auf eindeutig festlegbare reifizierende oder dissidente Momente obsolet macht. So untersucht Berlant denn auch – durchaus einer Sedgwick'schen reparativen Lesart folgend, allerdings ohne dass sie mit ihrer eigenen Analyse einen reparativen Impetus verfolgt –, wie versucht wird, die mit den Herausforderungen des gegenwärtigen ‚Lebens' einhergehende Kluft zwischen dem ‚Selbst' und dem scheinbar gewöhnlichen ‚Normalen' zu ‚reparieren', indem optimistisch an phantasmatischen Objekten festgehalten wird. Vor diesem Hintergrund zeigt sich meines Erachtens, dass im Rahmen von ‚Regenbogenfamilien'-Politiken die heteronormative Figur

der ‚glücklichen' (Klein-)Familie eine formale Einfachheit und damit ein scheinbar gewöhnliches Leben verspricht, das vor Chaos, Instabilität, Ambivalenz und Ungleichheiten verschont zu sein scheint. Dieses Versprechen geschieht im Rahmen der oben dargelegten partiellen und bedingten Anerkennung von ‚Regenbogenfamilien', was mich dazu bringt, das Festhalten an der Heteronormativität in der Figur der ‚glücklichen' Familie nicht als eine faktische, sondern als eine *angestrebte* Heteronormativität zu fassen. Diese Form der Anerkennung lässt eine Normalisierung von ‚Regenbogenfamilien' nicht alleine als eine Assimilation in privilegierte Herrschaftsverhältnisse verstehen, sondern auch als Versuch, das Leben lebbar(er) zu gestalten. Heteronormativität in Form einer angestrebten Heteronormativität ist in Anlehnung an Berlant eine Sehnsucht nach einem „sense of ordinary belonging" (Berlant 2011b, 89). Heteronormativität verstehe ich so als eine affektiv angeleitete Sehnsucht nach einer Existenzweise, die in ihrer vermeintlichen formalen Einfachheit die aufreibende Arbeit der Reproduktion von Leben zu mindern verspricht.

Wie ist nun ein derartiger Begriff von Heteronormativität als Sehnsucht nach einem Gefühl des gewöhnlichen Dazugehörens als Paradoxie zu verstehen? Aus einer affekttheoretischen Perspektive fasse ich neoliberale Machtverhältnisse – in Ergänzung zu ihren materiellen, prekarisierenden Auswirkungen – als eine Stimmungslage oder Atmosphäre, die mit Existenzweisen materiell verflochten ist (Berlant 2011a; Stewart 2007). In einer Gegenwart, in der durch neoliberale Umwälzungen eines globalisierten Kapitalismus die Gegenwart und Zukunft unberechenbar erscheinen und alltägliche Existenzweisen durch ihre neoliberale Flexibilisierung und Individualisierung als bedroht erlebt werden, scheint die Figur der Familie soziale Zugehörigkeit und Dauerhaftigkeit zu verkörpern. Ein solches phantasmatisches Glücksversprechen in der Familie beinhaltet eine Sehnsucht, die ich als Paradoxie bezeichne. Erstens muss das Festhalten an der Figur der Familie sowohl von Seiten der ‚Regenbogenfamilien' als auch von einer sie ver-andernden hegemonialen Position aus als Ort des ‚Glücks' in Form von Beständigkeit aufgrund des gegenwärtigen neoliberalen Kontexts als im besten Fall nur teilweise erreichbare und deshalb paradoxe, wenngleich optimistische Fantasie verstanden werden. Zweitens führt die optimistische Sehnsucht von ‚Regenbogenfamilien'-Politiken nach Heteronormativität in der Figur der Familie zwar einerseits zu Sichtbarkeit und Anerkennung, doch gleichzeitig bestärkt sie die hegemoniale Norm von Familie und verdeckt damit andererseits all diejenigen Konstellationen von LGBT* mit Kindern, die über die Gestalt der heteronormativen Kleinfamilie hinausreichen. Im Versuch von ‚Regenbogenfamilien'-Politiken, den rechtlichen Begriff von Familie zu erweitern und abgesicherte Lebensbedingungen für LGBT* mit Kindern zu schaffen, wird also sehnsüchtig an einer heteronormativen Figur von Familie festgehalten, was paradoxerweise den intendierten politischen Zielen zuwider läuft. Die optimistische Sehnsucht nach Heteronormativität in ‚Regenbogenfamilien'-Politiken impliziert somit eine affektiv strukturierte Paradoxie.

Das Spannungsgefüge einer queerfeministischen Politik affektiver Paradoxien

Die affektiv strukturierte Paradoxie in der Erfahrung des „becoming disorganized" (Berlant 2011b, 81) und die damit verknüpfte Sehnsucht nach Heteronormativität könnte nun als politische Ausweglosigkeit interpretiert werden. Ganz im Gegenteil plädiere ich jedoch dafür, diese Paradoxie produktiv zu wenden und als Ausgangspunkt für eine queerfeministisch ausgerichtete, affekttheoretisch informierte Politik von Paradoxien zu nehmen. Eben diese Politik denke ich vor dem Hintergrund des dargelegten affekttheoretischen Kritikverständnisses. Ein solches Kritikverständnis bietet die Ausgangslage für die Erweiterung des Begriffs Heteronormativität, der normalisierende und entnormalisierende Implikationen von LGBT*-Politiken nicht dichotom, sondern in ihrer Verquickung zu fassen vermag. Die Sehnsucht nach Heteronormativität als affektive Paradoxie zu konzipieren, gründe ich auf ein Verständnis von Affekten, das ich erstens als eine Form von Kritik, zweitens als temporal strukturiert und drittens als Sozialität begreife. Dieses affekttheoretische Verständnis führt mich zu einer Reformulierung queerfeministischer Politiken als Paradoxie, die ich abschließend als dreifach strukturiertes „Spannungsgefüge" (Engel 2009, 189) skizzieren möchte.

Queerfeministische Politiken als affektive Kritik und Paradoxie

In Anlehnung an Engel (2009, 2010), die von einem poststrukturalistischen Verständnis des Politischen ausgeht, das im Rekurs auf Semiotik annimmt, dass das Zeichen keine absolute und stabile Bedeutung beinhaltet, sondern immer nur in Differenz zu anderen Zeichen in je spezifischen symbolischen und materiellen Kontexten Bedeutung erhält, betrachte ich die Paradoxie als politische Figur, die den permanenten Prozess der Herstellung von Bedeutung ausdrückt und keine kohärente Identität, die das Politische vereindeutigen würde, annimmt. Wenn die Figur der Paradoxie im Allgemeinen eine „Unvereinbarkeit zwischen Elementen, die sich gegenseitig anfechten, aber in dieser Spannung dennoch unhintergehbar miteinander verbunden bleiben" (Engel 2009, 118), ist, so ist sie als politische Figur eine dynamische Konstellation, die identitäre Schließungen und binäre Gegensätze auflöst und Spannungen in Form von Uneindeutigkeiten und Mehrdeutigkeiten in den Blick nimmt. In diesem Sinne ist auch eine affekttheoretisch gefasste Kritik, die Heteronormativität als Sehnsucht und schließlich als affektive Paradoxie verstehen lässt, politisch normativ unbestimmt. Folglich geht es queerfeministischen Politiken nicht darum, eine Politik zu entwickeln, die klare Vorgaben für Entscheidungen gibt. Bezogen auf ‚Regenbogenfamilien'-Politiken hieße dies, nicht alleine die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare zu fordern, sondern zugleich die Ehe an sich aufgrund ihrer privilegierenden Wirkung in Frage zu stellen.

Die affektiv strukturierte Temporalität queerfeministischer Politiken der Paradoxien

Eine Reformulierung queerfeministischer Politiken umfasst ein zweites Spannungsmoment, das es ermöglicht, Politiken in ihrer affektiv strukturierten Temporalität zu denken. Meine Ausführungen zur epistemologischen Debatte um Kritik als paranoid versus reparativ zeigen, wie vorherrschende Temporalitätsmuster wie Linearität, Fortschritt, Teleologie oder Abfolge hinsichtlich ihrer heteronormativen Logik kritisch beleuchtet und abgewertete Zeitmodelle wie Gleichzeitigkeit, Überlappung, Rückwärtsgewandtheit, Asynchronität oder Antizipation in den Blick genommen werden. Meine Problematisierung des darin beinhalteten Fortschrittsnarrativs, das die lineare Abfolge von einer unrühmlichen Vergangenheit zu einer besseren Zukunft impliziert, führt mich schließlich dazu, es für queerfeministische Politiken als unerlässlich zu erachten, die *Un*möglichkeit, eine bessere, reparative Politik zu formulieren, mitzudenken. Dabei soll zwar die Hoffnung auf eine Zukunft thematisiert werden, ohne allerdings den Blick von einer leidensreichen Vergangenheit queerer Existenzweisen abzuwenden. Bezogen auf ‚Regenbogenfamilien'-Politiken hieße dies, die Forderung nach einem Recht auf Familie für gleich- und trans*geschlechtliche Personenkonstellationen nicht einseitig auf deren ‚Glück' und ‚Pride' – die durchaus auf historische Errungenschaften von LGBT*-Politiken zurückgehen – zu begrenzen, sondern gleichermaßen Leid aufgrund von auch gegenwärtig andauernder homo- und trans*phober, rassisistischer, klassen-, körper- und altersbezogener Gewalt zu politisieren. Die Frage, ob Politiken sich an einer besseren Zukunft ausrichten *oder* eine leidensvolle Vergangenheit betonen, ist vor diesem Hintergrund falsch gestellt, denn sie konstruiert erst die scheinbar klar abgrenzbare Dichotomie von Gefühlen wie beispielsweise Stolz und Scham oder Hoffnung und Verzweiflung. Queerfeministische Politiken müssen meines Erachtens ihre derzeitige paradoxe Situation „of ‚looking forward' while we are ‚feeling backward'" (Love 2007, 27) mit bedenken. In diesem Sinne reformulierte queerfeministische Politiken können demnach keine optimistisch gefasste zukunftsorientierte Erlösung eines vergangenen Leidens sein, sondern müssen als paradoxe „backward future" (ebd., 147) gedacht werden.

Queerfeministische Politiken mit affektiven Gemeinschaften

Die Kritik an einer Politik des Fortschritts weitertreibend, plädiere ich drittens dafür, queerfeministische Politiken auch als Raum scheinbar unpolitischer Existenzweisen zu begreifen. Wie ich im Anschluss an Freeman und Love gezeigt habe, öffnet der analytische Fokus auf ‚rückwärtsgewandte', historisch irrelevant anmutende Existenzweisen den Blick für scheinbar unangemessene Sozialitäten. Dies bietet einen Ausgangpunkt für das Denken politischer Sozialität jenseits von sozialen Bewegungen als ausschließlich zukunftsgerichtete avantgardistische „Gegenöffentlich-

keit“ (Warner 1999), die vorherrschende Machtverhältnisse zu hinterfragen vermag. Queerfeministische Politiken müssen vielmehr auch Gemeinschaften umfassen, die in Anlehnung an Berlant affekttheoretisch als „*emotional time* of being-with, time where it is possible to value floundering around with others whose attention-paying to what's happening is generous and makes liveness possible as a good, not a threat“ (Berlant 2011b, 85f., Herv. i.O.) gedacht werden. Dies scheint vordergründig unpolitisch zu sein und birgt die Gefahr, Machtverhältnisse zu entpolitisieren. Gleichzeitig könnte ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl eine Möglichkeit sein, in der Sehnsucht nach Heteronormativität eine affektiv strukturierte Grundlage für ein Denken neuartiger politischer Gemeinschaften zu erörtern. Bezogen auf ‚Regenbogenfamilien'-Politiken hieße dies, Gruppierungen von LGBT* mit Kindern in der Form eines ‚bloßen', nicht mit expliziten politischen Forderungen verknüpften Zusammenseins zugleich als – obgleich uneinheitliche – affektiv geprägte politische Praxis zu begreifen. Politische Solidarität möchte ich damit nicht alleine als in Institutionen eingelagerte Form (wie etwa Dachverbände, LGBT*-Organisationen oder politische Interessensgruppierungen) denken, sondern auch als ein Gefühl, das von unvereinbaren Vorstellungen und Wegen absieht, in der Hoffnung, das Leben dadurch lebbar(er) werden zu lassen. Gerade die Betonung von Paradoxien lässt solche affektive Gemeinschaften sowohl als potenziell entpolitisierte und Machtverhältnisse reifizierende als auch als neuartige politische Räume der Solidarisierung sichtbar werden.

Anmerkungen

1 Trans* ist eine Bezeichnung für Menschen, die nicht in ihrem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht leben. Das Asterisk fungiert als Platzhalter für verschiedene Begriffe und Bedeutungen von Transgeschlechtlichkeit wie beispielsweise Transsexuell, Transgender, Transmann, Transfrau.

2 Der Begriff ‚Regenbogenfamilie' wird in einer medialen und politischen Öffentlichkeit häufig für die Bezeichnung von LGBT* mit Kindern verwendet. Ich erachte ihn als problematisch, weil er den Anschein erweckt, dass alle Konstellationen von Familie darunter zu fassen seien, wodurch Ausschlüsse und Verengungen ausgeblendet bleiben. Durch den bunten Regenbogen wird eine Vielfalt von Lebensformen gefeiert, die Diversität machtunkritisch als positiv bewertet und Hierachisierungs- und Ausschlussprozesse nur schwer benennbar macht (vgl. Mesquita/Nay 2013; Nay 2013).

Literatur

Ahmed, Sara, 2010: The Promise of Happiness. Durham, London. http://dx.doi.org/10.1215/9780822392781

Berlant, Lauren, 2011a: Cruel Optimism. Durham, London. http://dx.doi.org/10.1215/9780822394716

Berlant, Lauren, 2011b: Starved. In: Halley, Janet/Parker, Andrew (Hg.): After Sex? On Writing Since Queer Theory. Durham, London, 79-90.

Butler, Judith, 1994: Against Proper Objects. In: differences. 6 (2-3), 1-26.

Duggan, Lisa, 2003: The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy. Boston.

Eng, David L./**Halberstam**, Judith J./**Muñoz**, José Esteban (Hg.), 2005: What's Queer about Queer Studies Now? In: Social Text, 23 (3-4), 1-17. http://dx.doi.org/10.1215/01642472-23-3-4_84-85-1

Erel, Umut/**Haritaworn**, Jinthana/**Gutiérrez Rodríguez**, Encarnación/**Klesse**, Christian, 2007: Intersektionalität oder Simulaneitität?! – Zur Verschränkung von Gleichzeitigkeiten mehrfacher Machtverhältnisse – eine Einführung. In: Hartmann, Jutta/Klesse, Christian/Wagenknecht, Peter/Fritsche, Bettina/Hackmann, Kristina (Hg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden, 239-250.

Engel, Antke, 2009: Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld. http://dx.doi.org/10.14361/9783839409152

Engel, Antke, 2010: Desiring Tension. Towards a Queer Politics of Paradox. In: Holzhey, Christoph (Hg.): Tension/Spannung, Wien, 227-250.

Freeman, Elizabeth, 2010: Time Binds. Queer Temporalities, Queer Histories. Durham, London.

Gross, Melanie/**Winker**, Gabriele (Hg.), 2007: Queer-/feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster.

Hark, Sabine, 1993: Queer Interventionen. In: Feministische Studien. 11 (2), 103-109.

Hark, Sabine/**Genschel**, Corinna, 2003: Die ambivalente Politik von *Citizenship* und ihre sexualpolitische Herausforderung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz, Münster, 134-169.

Love, Heather, 2007: Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer History. Cambridge.

Mesquita, Sushila/**Nay**, Eveline Yv, 2013: We are Family?! Eine queerfeministische Analyse affektiver und diskursiver Praxen in der Familienpolitik. In: Bannwart, Bettina/Cottier, Michelle/Durrer, Cheyenne/Kühler, Anne/Küng, Zita/Vogler, Annina (Hg.): Keine Zeit für Utopien? Perspektiven der Lebensformenpolitik im Recht. Zürich, 193-218.

Nay, Eveline Yv, 2013: Feeling Differently. Affektive Politiken der Gleichheit in Differenz. In: Grisard, Dominique/Jäger, Ulle/ König, Tomke (Hg.): Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach, Taunus. S. 281-294.

Nay, Yv Eveline, 2014: „Not Gay as in Happy, but Happy as in Family" – Affektive Politiken nationaler Sentimentalität. In: Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv Eveline/Zimmermann, Andrea (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien, 137-158.

Puar, Jasbir, 2007: Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times. London. http://dx.doi.org/10.1215/9780822390442

Sedgwick, Eve Kosofsky, 2014: Paranoides Lesen und reparatives Lesen oder paranoid, wie Sie sind, glauben Sie wahrscheinlich, dieser Essay handle von Ihnen. In: Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv Eveline/Zimmermann, Andrea (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. Wien, 355-399.

Spivak, Gayatri Chakravorty, 2007: Feminism and Human Rights. In: Shaik, Nermeen (Hg.): The Present as History. Critical Perspectives on Global Power. New York, 172-201.

Stewart, Kathleen, 2007: Ordinary Affects. Durham, London. http://dx.doi.org/10.1215/9780822390404

Warner, Michael, 1999: The Trouble with Normal. Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life. New York.

Wiegman, Robyn, 2012: Object Lessons. Durham, London.